

Nicht so bunt wie ukrainische Dörfer, dafür fast so lebhaft wie Hanoi

Berliner Mental Maps 20 Jahre nach dem Mauerfall

„Berlin hat sich sehr verändert, da gab es viele Baustellen, vieles wurde neu gemacht. Wenn man sich an diese schrecklichen grauen Häuser erinnert, dieses Graue hat gedrückt, im Vergleich zu Westberlin. Sogar die Laune wurde schlechter, wenn man sich die Häuser angekuckt hat. Ich habe dies dann immer mit der Ukraine verglichen, mit unseren vielfarbigen schönen ukrainischen Dörfern.“,

so die Mitarbeiterin eines ukrainischen Verbandes in Berlin, die 1985 zunächst nach Ostdeutschland, und sieben Jahre nach dem Mauerfall schließlich nach Westberlin zog. Ihre Schilderung entspricht dem Raumklischee vom deprimierend grauen Ostberlin der Vorwendezeit, nur das hier zum Vergleich nicht pastellfarbene Einfamilienhäuser westdeutscher Provinzen herangezogen werden, auch nicht die funkelnden Schaufenster vom Ku'damm, sondern bunte Dorfidyllen tief im Osten von Ost-Berlin.

20 Jahre nach dem Mauerfall stellt sich die Frage, wo und vor allem wie sich die Nahtstellen zwischen Ost und West im geeinten Berlin noch zeigen. Aussagen wie die obige machen deutlich, dass die Verortung Berlins auf der europäischen Landkarte keine Angelegenheit objektiver Vermessungen ist: zwischen Ost- und West-Berlin findet in manchen Fällen die Ukraine gar noch Platz.

Der Wahrnehmung des Berliner Stadtraumes liegen damit persönliche Wanderungsgeschichten durch die Stadt, genauso wie kulturell tradierte Erinnerungen und politische Sozialisationen zu Grunde. All dies lässt sich nicht an neuen Bezirksgrenzen oder Straßennamen ablesen, denn es ist auf ganz anderen Karten verzeichnet: Den Karten in unseren Köpfen.

Kartenverheißungen

Karten wollen und können so allerlei. Im Alltag versprechen wir uns von ihnen Orientierung, die Darstellung von empirisch nachprüfbaren Fakten. Was der Karte ihre ungemeine Suggestivkraft verleiht, ist ihr Vermögen, auf einen Blick alles zu zeigen: den Umfang oder auch die glorreiche Expansion von Territorien, die Migration von Menschen, Gütern und Ideen, die Verbreitung von Epidemien ebenso wie von Technologien, Kriegsschauplätze und Wohlstandsinseln, den Verlauf von Grenzen, den Verlauf einer Mauer durch eine Stadt.

Gemeinhin sprechen Karten eher ungern darüber, aus welchem ideologischen Tintenfass sie ihre Farben schöpfen. Ihre Entstehungsgeschichten verschwinden hinter grafischen Zeichen, was bleibt ist die Lüge ihrer Objektivität. Manchmal muss sich die Karte aber widerwillig beim Lügen ertappen lassen: Auf DDR-Stadtplänen wurde West-Berlin zum Niemandsland. Westlich vom Brandenburger

Tor und südlich vom Checkpoint Charlie erschien auf den Ostkarten eine blanke Fläche, die bestenfalls noch das Spinnennetz der S-Bahnhöfe und einige Grünflächen preisgab – von den Häusern und Straßen drüben fehlte hingegen jede Spur.

In den Köpfen der meisten West-BerlinerInnen war der Osten der Stadt nun aber alles andere als eine tabula rasa, umgekehrt verfügten die BewohnerInnen Ost-Berlins in den Jahren der Teilung ebenso über mentale (wie auch reale) Bilder vom anderen Teil der Stadt.

Die Karten in den Köpfen der BerlinerInnen, das waren und sind nicht nur die Mental Maps von Osis und Wesis, sondern auch von MigrantInnen in beiden Teilen der Stadt. In eben der Absicht, etwas über subjektive Geographien aus migrantischer Perspektive zu erfahren, hat sich in dem von der in Berlin lebenden und arbeitenden Künstlerin Stefanie Bürkle initiierten Projekt „Placemaking“ eine Forschungsgruppe zwischen den Disziplinen Kunst, Architektur und Ethnologie zusammengefunden. Wir sind den Mauerfallerzählungen von Berliner MigrantInnen nachgegangen und haben ihre Bewegungen durch das Berlin der letzten 20 Jahre verfolgt.

Migration als räumliche Mobilität

Mit der Migration von Menschen nach Ost- und Westberlin verbindet sich ebenso die Wanderung mitgebrachter Räume durch den Berliner Stadtraum, die zugleich den Blick auf das Berliner Stadtbild prägen. Als sie zum ersten Mal „durch die ersten Löcher in der Mauer“ hindurchschaut, stellt eine Polin fest: „Es war furchtbar hässlich, Ostberlin. Es sah aus wie Szczecin.“ Und auch fünf Jahre nach dem Mauerfall wollte eine Russlanddeutsche bei ihrer Ankunft noch bemerkt haben, dass Ost-Berlin wie „der Stadtrand von Moskau“ aussieht.

Im Rahmen des Kunstprojekts *Placemaking* habe ich mit PolInnen in Berlin Interviews geführt und von ihnen Mappings zeichnen lassen. Die Wanderung von TürkInnen, UkrainerInnen, RussInnen und VietnamesInnen durch Berlin waren ebenso Gegenstand unserer Untersuchungen. Damit haben wir Migrationsgeschichten eingefangen, die unterschiedlicher kaum ausfallen könnten: Türkische GastarbeiterInnen, vietnamesische VertragsarbeiterInnen und Boat People, polnische Nachwendebauarbeiter und ukrainische SpätaussiedlerInnen wurden weder in derselben politischen Realität sozialisiert, noch trafen sie auf dieselben Bedingungen im jeweiligen Ankunftsland West-, Ost- oder aber dem geeinten Berlin.

Um etwas über den eigenen Bewegungsradius im Berliner Stadtraum zu erfahren, legten wir den MigrantInnen Stadtpläne vor. Diese Karten waren stark abstrahiert, sie zeigten die heutigen Ber-



liner Bezirksgrenzen und -namen, den Verlauf der Flüsse und verzeichneten in den Ecken geo-politische Bezugspunkte: Ost- und Westdeutschland, sowie „Herkunftsland“ und „anderswo“. Wir baten unsere Befragten darum, tägliche Wegstrecken und Haltepunkte einzuzichnen: Wo liegen Wohnort und Arbeitsplatz, wo wohnen Freunde und Familie? Wo werden wichtige Behördengänge und Arztbesuche vollzogen, welches sind die liebsten Orte, wo wird sich hingegen nur ungern aufgehalten? Und vor allem: Wie hat sich dies in den letzten 20 Jahren verändert?

Maps make places

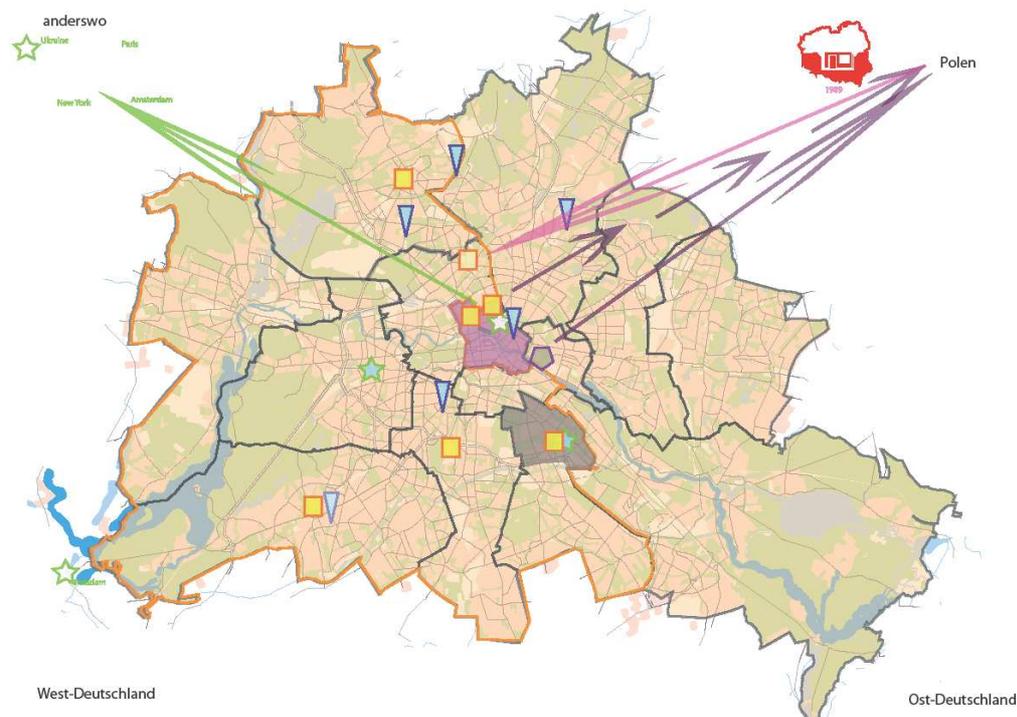
Die vielschichtigen und äußerst unterschiedlichen Mental Maps, die wir erhalten sollten, spiegeln die Raumerfahrungen und -wahrnehmungen von MigrantInnen wieder. Als *Placemaking* im Sinne einer Selbstverortung zeigen die Karten, welche Orte ihre AutorInnen besetzen und welche Bewegungszirkel in der geeinten Stadt sie dabei ziehen. Jenseits des Kanons der kartografischen Semiotik, ihrer Legenden, Maßstäbe und standardisierten Geometrien, können die Mappings sichtbar machen, was in der Regel im kartographischen Endprodukt zum Verschwinden gebracht wird: subjektive Topographien, die sich in eigenen Zeichen und Handschriften niederschlagen. Die Momentaufnahmen der Mental Maps stellen dabei aber immer nur Fragmente der kognitiven Karten unserer Interviewpartner dar. Mental Maps sind in erster Hinsicht keine Artefakte, sondern beschreiben Handlungsprozesse, welche die Navigation durch den Berliner Stadtraum und das Verständnis desselben bestimmen. Um ihnen auf die Schliche zu kommen, müssen Karte und Interview einander vorgestellt werden.

Dies gilt insbesondere für die *No-Go-Areas* und die *places to be*: So getraute sich etwa niemand so recht, ein dickes Kreuz an einen gemiedenen Ort zu setzen. Viele PolInnen und TürkinInnen meiden Neukölln und Wedding lieber, wenn es um die Wahl der Wohngegend geht. Eine türkische Schmuckladenbetreiberin, die ihr Geschäft gemeinsam mit ihrem Mann vor einigen Jahren im Prenzlauer Berg eröffnet hat und nahe vom Hallschen Tor wohnt, erzählt, dass der Wahl ihres Wohnortes pragmatische Überlegungen zu Grunde liegen. Die soziale Infrastruktur mache es nicht einfach, aus Kreuzberg wegzuziehen. Dass ihre Kinder in SO 36 groß werden, wo sie selbst aufgewachsen ist, möchte sie nicht. Denn am liebsten würde sie in einen grünen Bezirk wie Spandau wohnen, doch in Spandau, „da ist es dann zu ruhig und zu peripher.“

Gespräche verrieten in solchen Fällen mehr als die Karten, die wir zeichnen ließen. Die Besitzerin einer polnischen Postergalerie in Mitte blickt auf ihre Wanderung von Berlin-Mitte nach Neukölln Ende der 90er Jahre zurück:

„[A]ls wir in Mitte gewohnt haben, kam es uns so vor, dass das so ein Bezirk der jungen, energetischen, aufstrebenden Karriere-Leute [...] und nach ein paar Jahren hatten wir das einfach satt. Als wir dann eine Wohnung gesucht haben, waren wir in Neukölln und sagten uns: "Endlich, normale Leute hier! Super, wie toll, hier sind sie nicht so angestrengt und angespannt, sondern es leben so alle ganz normal vor sich hin." Aber nach einigen Jahren kam es uns so vor, dass es dort nicht normal, sondern depressiv, dass man dort die Arbeitslosigkeit sieht und das es dort ein aggressiv-depressives Leben ist. Dass die Leute dort wenig lachen. Vielleicht lachen die Leute hier künstlich und mit Sicherheit werden wir in ein paar Jahren von hier wieder woanders hinziehen, aber bislang...“

In den 20 Jahren seit dem Mauerfall ist sie gemeinsam mit ihrem Mann immer wieder zwischen Ost und West hin- und hergezogen. Sind damit die alten Grenzen vollständig aus den Mental Maps verschwunden?



Mental Map einer polnischen Galeristin

Neue Räume, neue Freiheiten?

Mit dem Mauerfall prallten in Berlin nicht nur zwei politische Systeme, sondern auch zwei völlig unterschiedliche migrantische Realitäten aufeinander. 1990 lebten mit 4,5 Millionen in der Bundesrepublik 25-mal so viele gezählte AusländerInnen wie in der gesamten DDR mit ihren zirka 180.000. In Berlin spitzte sich dieses Größenverhältnis noch zu: In West-Berlin mit rund 2,2 Millionen Einwohnern lebten fast doppelt so viele AusländerInnen wie in der gesamten DDR, von denen wiederum etwa die Hälfte als Vertragsarbeiter, die meisten aus Vietnam, in die DDR gekommen

waren.¹ Für unser Projekt bedeutete dies, dass bis auf letztgenannte Gruppe alle unsere InterviewpartnerInnen, die vor 1989 nach Berlin kamen, zum Zeitpunkt des Mauerfalls in den Westbezirken beheimatet waren.

Die polnische Galeristin etwa ging kurz nach ihrer Ankunft vor dem Mauerfall erst einmal den Weg einer „typischen polnischen Karriere“, wie sie sagt: Die ersten paar Jahre arbeitete sie als Putzfrau bei einer Familie in Zehlendorf. Amüsiert berichtet sie von einem Gespräch mit ihrer damaligen Arbeitgeberin, die einen Wochenendausflug ihrer Putzfrau nach Szczecin für ein unmögliches Unterfangen hielt:

„Nach Szczecin? Da fährt man doch drei Tage mit dem Zug hin! Mit dem Auto ein Woche! Wie wollen sie da nach drei Tagen zurück kommen?“ Und sie hatte wirklich die Vorstellung, das Polen von Berlin aus Tausende von Kilometern entfernt sei. Ich hab ihr das dann sogar auf der Karte gezeigt: "Schauen Sie mal, hier ist Szczecin, hier ist Berlin, da ist Frankfurt. Da ist es nach hier sogar weiter als nach hier." "Ja, tatsächlich!"“

Kurz nach der Wende sah die mentale Landkarte dieser West-Berlinerin wahrscheinlich bereits etwas anders aus; zumindest dürfte Ostberlin mit einem Schlag näher gerückt sein. Unmittelbar nach dem Mauerfall haben aber nicht nur Osis und Wessis aufgeregt den anderen Teil der Stadt erkundet, MigrantInnen wollten ebenso wissen, wie es drüben aussah. Ein 34-jähriger türkischer Sozialarbeiter, der damals unweit vom Moritzplatz wohnte, erzählt, wie er gleich aus dem Haus rannte, als er hörte, was los sei:

„Ich lief zum Grenzübergang, weil ich das hautnah miterleben wollte. Punkt sechs ging es dann auch los und die ersten kamen mit ihren Trabbis und dann zu Fuß. Andere Leute aus der Straße waren auch zugegen und dann haben wir die begrüßt, mit Jubel und Geschenken. Am nächsten Tag hat der Nachbar von Gegenüber mit einer Zigarette in der Hand bei mir geklingelt und gesagt, hier bin ich. Als ich ihn fragte, wer er sei, meinte er, er sei der Nachbar von der anderen Seite der Mauer und da habe ich ihn erst einmal zum Tee eingeladen.“

Rückten mit einem Mal Ost und West näher aneinander, so sollte sich die aus diesem plötzlichen Raumgewinn ergebene neue Mobilität für viele MigrantInnen bald als Trugschluss erweisen. Die Öffnung der Stadt und das Betreten der Ostbezirke stellte für viele von ihnen ein gefährliches Unternehmen dar. Für eine vietnamesische Bistrosbesitzerin in Halensee war die Wende der Augenblick, ab dem „bislang versteckte ausländerfeindliche Haltungen“, die in der DDR bereits schwellten, offen ausgelebt wurden. Auch für die polnische Galeristin war ein Umzug nach Ostberlin Anfang der 90er Jahre noch völlig undenkbar. In den ersten Jahren nach der Wende bewegte sie sich lieber mehr in Westberlin als den alten Ostbezirken,

„denn irgendwie gab es da so eine aggressive Stimmung. Uns Ausländern fiel es schwer, dort zu sein. [...] Mir kam es so vor, dass ein Umzug nach Ost-Berlin unmöglich war. Ich erinnere mich an

¹ http://www.berlin.de/imperia/md/content/lb-integration-migration/publikationen/minderheiten/stadt_der_vielfalt_bf.pdf

so seltsame Reaktionen der Beamten im Ostteil, denn die Beamten in West-Berlin waren daran gewöhnt, dass es Tausende Polen, Tausende Türken, Tausende von allem gibt, dass all diese irgendwie leben und das sie normale Leute sind. Aber als ich hingegen nach Mitte gezogen bin und zum Einwohnermeldeamt gegangen bin, fühlte ich mich wie die Bewohnerin eines anderen Planeten.“

Platzgerangel

Welche Rolle spielen aber die alten Ost- und Westbezirke heute, 20 Jahre nach dem Mauerfall? Die Unterschiede in der Raumwahrnehmung zwischen Ost und West sind nicht vollständig getilgt, doch die Grenzen sind gewandert. In vielen Erzählungen der PolInnen und UkrainerInnen zeigt sich, dass nur gewisse ehemalige Ostbezirke auch heute noch gemieden werden. Nach den häufigsten und den ihr liebsten Aufenthaltsorten befragt, bezeichnet sich die polnische Geschäftsführerin einer Stiftung als „eindeutig westlastig“, was für sie in keinem Widerspruch dazu steht, dass sie in Treptow arbeitet und auch nicht ausschließt, mal nach Pankow und Friedrichshain zu ziehen. Bei der Frage nach dem liebsten Wohnort antwortet sie:

„Ach, ich würde Mitte, so nördlich von Mitte, nach Pankow würde ich auch hinziehen. In bestimmte Teile von Friedrichshain würde ich reinziehen aber nicht mehr nach Lichtenberg.

– Wieso „nicht mehr“?

Ich mag's nicht so. Also, noch so... so die Teile, die näher an Friedrichshain, ich bin da immer mit dem Zug abgefahren, ich mag die Gegend irgendwie nicht. Ich kenn sie auch viel zu wenig. Für mich war das der Abfahrtsbahnhof nach Polen.“

Gilt der Bahnhof Friedrichstraße als Grenzbahnhof gemeinhin als Ort vieler traumatischer Erinnerungen, so besitzt für diejenigen, die zu Mauerzeiten in das sozialistische Ausland reisten, der Bahnhof Lichtenberg einen ähnlichen Stellenwert. Er liegt für sie noch heute tief im Osten der Stadt. Damit wird deutlich, dass die Wahrnehmung von Ostbezirken heute eine andere ist: Ost und West sind zwar nicht von den Mental Maps verschwunden, doch sie bezeichnen nicht mehr dieselben Bezirke. Auch für eine vietnamesische Studentin zählt Berlin-Mitte nicht mehr zum Osten der Stadt:

„Ich finde der Hackesche Markt ist so lebhaft wie Hanoi. Wie meine Heimatstadt, was mir auch ein wenig fehlt. Im Ostteil ist es so, abends macht man Fenster und Türen zu und man denkt man ist allein auf dieser Welt. Und das ist was mich so etwas traurig macht.“

Die Einschätzung von bevorzugten Wohngegenden, die wir damit auch erfragt haben, ist gruppenübergreifend häufig verblüffend ähnlich und unterscheidet sich kaum von „deutschen“ Raumvorstellungen und -klischees aus der Mitte der Gesellschaft. Wären Vorstellungen *über* den Raum Teil des medialen Integrationsdiskurses, dann sähe dieser vielleicht etwas anders aus, dann fielen bislang „parallel“ gedachte Räume nämlich in Einhelligkeit zusammen. Viele Raumbilder sind so weder spezifisch „deutsch“

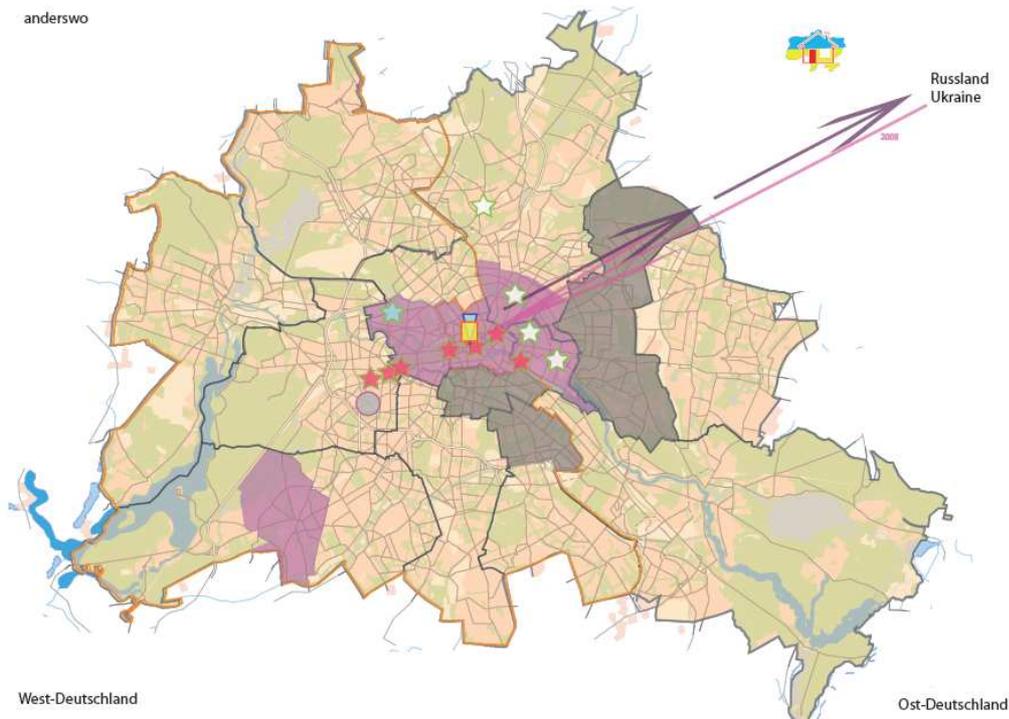
noch „migrantisch“, sie werden von allen geteilt – und das hat gute Gründe.

Als beliebte Ausflugsziele gelten so bei den PollInnen und RussInnen immer wieder Potsdam, einige der von uns befragten TürkInnen würden gerne in Zehlendorf oder in Prenzlauer Berg wohnen, und Lichtenberg, Hellersdorf und Marzahn werden von allen Beteiligten lieber gemieden. Der türkische Trainer eines Fußballclubs in Hohenschönhausen formuliert seine Schwierigkeiten mit manchen Orten in Ostberlin ganz direkt: Viele Ostbezirke seien zwar schön, so auch sein Arbeitsort oder Köpenick und die Gegend um den Müggelsee herum; die entscheidende Frage sei aber, „ob man sich da wohl fühlt.“

Unwohl fühlt sich eine ukrainische Auslandskorrespondentin wiederum in Anwesenheit von „zu vielen Migranten“, die ihrer Einschätzung nach vor allem in Kreuzberg und Neukölln zu finden sind. Zu der Gruppe der Migranten will sie sich somit nach drei Jahren in Berlin offensichtlich nicht (mehr) zählen und

anderswo

erzählt:

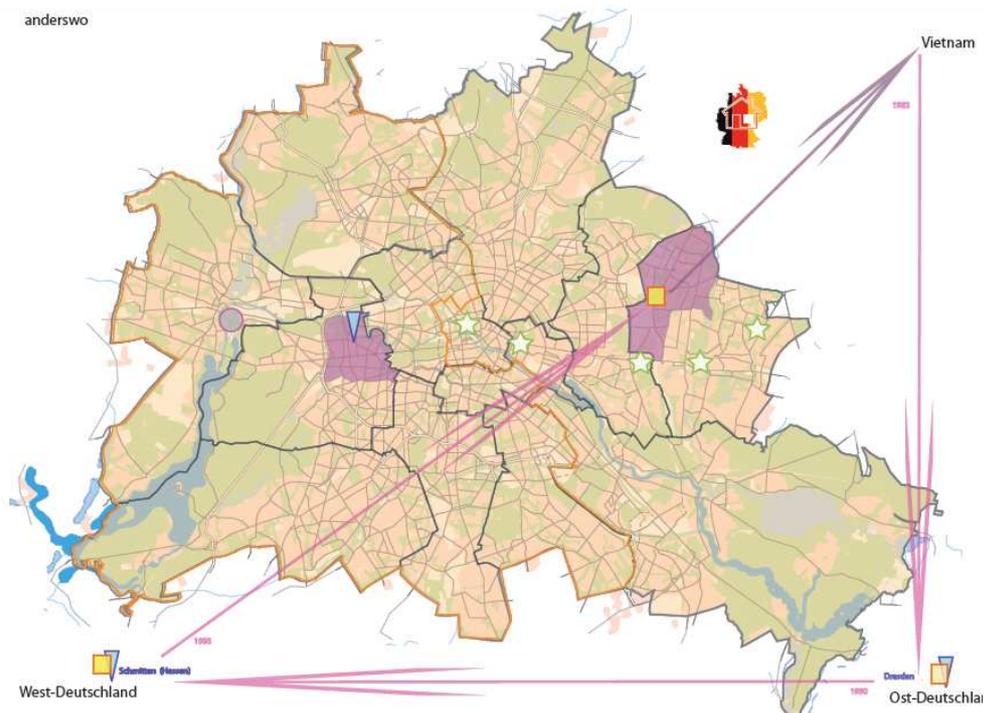


West-Deutschland

Ost-Deutschland

Mental Map einer ukrainischen Auslandskorrespondentin

„Ich war auch einmal in Marzahn – was mich leider an die unbeliebtesten Gegenden von Kiew erinnert, und ich versuche dorthin nicht zu gehen.“



Mental Map einer vietnamesischen Nagelstudiobetreiberin

Die Stigmatisierung von Räumen bleibt damit gewiss nicht den Deutschen vorbehalten, schließlich geht es für alle darum, den eigenen Platz in der Gesellschaft zu behaupten, und sich lieber in begehrten Räumen einzunisten. Ganz so einig darüber, was einen Ort lebenswert macht, sind sich dabei natürlich nicht alle, doch eben darin besteht das Gerangel um den eigenen Platz in der Nachwendegesellschaft. Die Betreiberin eines Nagelstudios in Charlottenburg etwa findet Marzahn doch eigentlich „ganz schön“ und kann mit den Vorurteilen von „viel Kriminalität“ nichts anfangen: „Also [...] ich komme ganz gut klar, also wir sind seit 93 immer noch da. Wir haben immer im selben Haus gewohnt.“

Einheit ungleich Einigkeit

Ich ziehe eine orangefarbene Linie. Sie führt vorbei an Gebäuden, die vor 20 Jahren noch nicht standen, an Straßen entlang, die vor 20 Jahren noch ganz anders hießen. Vorbei am Hauptbahnhof, dem Hamburger Bahnhof, der Invalidenstraße... später über die Bernauer Straße in Richtung Mauerpark. Die Berliner Mauer steht wieder. Hätte ich gewollt, hätte sie auch ein bisschen anderes verlaufen können, denn um es mit den Worten eines vietnamesischen Studenten zu sagen, der wie ich zum Zeitpunkt des Mauerfalls gerade mal das schulfähige Alter erreicht hatte: „Ich meine wer kommt schon auf die Idee, durch die Stadt eine Mauer zu ziehen. Das ist ja schon ein bisschen ulkig.“

Mit der Digitalisierung der Mental Maps übe ich mich nun also in der ulkigen Aufgabe, gewünschte Objektivitäten zu liefern. Ich erstelle eine Legende, die jede noch so subtile Aussage in ein Zeichen

gießt. Aus Handschriften werden Dreiecke, aus Worten Flächen und Pfeile. Der Grund, auf dem ich arbeite, entstammt einer aktuellen Karte der Senatsverwaltung. Friedrichshain und Kreuzberg zeigen sich hier in trauter Einigkeit, mit den neuen Bezirksgrenzen sind Ost und West erst einmal von der Landkarte gestrichen.

In Karten lesen wir die Zeichen der Zeit und so hat sich auf den Mental Maps von Berliner MigrantInnen in den vergangenen 20 Jahren Einiges getan. Es sind neue Räume gewachsen, wo alte Grenzen zu Fall gebracht wurden, doch das macht Ost-West-Klischees keineswegs gänzlich ungeschehen. Die Karten im Kopf mussten mit dem Mauerfall zwar neu gezeichnet werden, doch hat sich bis heute bei vielen MigrantInnen die Vorstellung einiger gefährlicher Ostbezirke halten können. Mitte wird dazu 20 Jahre nach dem Mauerfall zwar nicht mehr gezählt, doch gefürchtet und gemieden werden bei einigen der von uns Befragten noch immer viele Bezirke östlich davon.

Berlin präsentiert sich 20 Jahre nach dem Mauerfall in den Köpfen seiner BewohnerInnen weder als Einheitsraum noch als Raum der Einigkeit. Viele Raumbilder und -klischees existieren hier nebeneinander und wenn beim Raumgerangel Konsens um einige *places to be* und *No-Go-Areas* besteht, dann darf das nicht darüber hinwegtäuschen, dass dieser hart umkämpft ist. Die Raumwahrnehmung Berlins bleibt so heterogen, wie es die Räume selbst sind, die sich da in den Köpfen vermengen. Berlin liegt im Jahr 2009 nicht irgendwo zwischen Ost- und Westeuropa, sondern inmitten von Kiew, Hanoi, Szczecin und Antakya.

Alle Interviewausschnitte und Mental Maps entstammen dem Kunstprojekt Placemaking: www.placemaking.de